Nr. 122. Mittwoch, den 29. Mai 1912. 26. Jahrgang.

# Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus, Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11. 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: C. Döring in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei H. Möller, Schulstr. 13. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

**Hierzu zwei Beilagen.**

## Der Kampf ums Wahlrecht in Ungarn.

Budapest, 26. Mai.

Mit kräftiger Faust hat das klassenbewußte Proletariat Ungarns in das verwegene Spiel, das die Junkerkaste und die mit ihr verbündete Bourgeoisie seit Jahren trieben, eingegriffen. Die stürmischen Tge, die ganz Ungarn am 23. und 24. Mai erlebt hat, bewiesen, daß sich geschichtliche Notwendigkeiten durch keinerlei Ränke und ebensowenig durch Gewalt in ihrer schließlichen Erfüllung aufhalten lassen. Die beobachtende Reserve, die sich die ungarländischen Arbeiter bisher auferlegt hatten, ist aufgegeben und schon diese erste dreitägige Generalstreik, der die Herrschenden derb überrascht, hat den Beweis dafür erbracht, daß die Krise in Ungarn nur durch eine demokratische Wahlreform beendet werden kann, daß keine Zeit mehr verloren werden darf, und daß die Verbrechen der korrupten Adelsclique endlich gesühnt werden müssen.

Darüber sind sich nunmehr alle zurechnungsfähigen Elemente in Ungarn klar, und das Gefühl der Verantwortungslosigkeit beginnt nunmehr zu schwinden. Hatte man sich bisher der Illusion hingegeben, daß die Wahlreform Zeit habe und die Sozialdemokratie den Kampf um dieselbe zu forcieren aufgegeben habe, so zeigt sich jetzt, daß die Wehrvorlage nur mit der Erteilung des Wahlrechts an die Massen des rechtlosen Volkes gesorgen werden kann. Zwar ist die zeitliche Reihenfolge, in der die zwei Werke der Gesetzgebung zur Erledigung gelangen werden, zur Stunde noch nicht sichergestellt. Ueber allen Zweifeln haben aber ist die Notwendigkeit, daß zwischen der eventuell vorausgehenden Wehrgesetzvorlage und der Wahlreform kein, wenn auch noch so kurzes, Intervall möglich ist. Schon verlautet, daß die Einigung der Parteien über die erstere auch die über die zweite mit sich schließen wird, so daß man vielleicht von einer gewissen Gleichzeitigkeit wird sprechen können. Undenkbar ist es, daß die Erteilung des Wahlrechts einen weiteren Aufschub erleiden kann. Hof und Regierung, Parlament und Bourgeoisie wissen nunmehr, daß die Erweiterung und Verschärfung der Wehrpflicht einer politisch rechtlosen Bevölkerung nicht zugemutet werden kann, daß die Wahlreform die Grundlage, Voraussetzung und unentbehrliche Ergänzung der militärischen Ausrüstung ist. Mag der Friedensstand der Armee noch so erhöht werden; auf dem Kriegsstande zählt diese das Fünf- und Sechsfache des normalen Standes. Das heißt mit andern Worten: auf einen militärisch gedrillten Sklaven Molochs kommen fünf und sechs Zivilisten, die zwar zu ihrer Zeit gleichfalls die „Segnungen“ Molochs genossen haben, doch aber von einem ganz andern Geiste erfüllt sind als ihre jüngeren Brüder, von welchen übrigens viele ja auch nur mit knirschenden Zähnen dem Kadavergehorsam sich hingeben. Ein solches Verhältnis ist in keinem Staate der Welt auf die Dauer denkbar und daher unhaltbar, wenn es nicht rechtzeitig durch die Verallgemeinerung des Wahlrechts gemildert und in seine unvermeidlichen Folgen abgeschwächt wird. Volksheere können keine Sklavenheere sein! Wehe dem Staate, dem den Millionen seiner wehrpflichtigen Bürger das Gefühl des rechtlosen Helotentums aufkommen läßt. — Darum wird die Sache der Wahlreform in Ungarn siegen, wie überall, wo sie noch nicht gesiegt hat. In Ungarn früher als anderwärts, weil sie in der österreichischen Reichshälfte bereits zur Wirklichkeit geworden und es unmöglich ist, das dualistische Gleichgewicht der Monarchie durch eine eklatante und gefährliche Rechtsungleichheit zu stören. Diese Tatsache peitscht die Magnaten, die festen Söldlinge zum letzten verzweifelten Widerstande auf, ihre Stellen können dazu sollte die Wehrvorlage sein, die der Krone pflichtig liegt und den Magyaronen nur deshalb unsympathisch ist, weil sie die gemeinsame Armee, die längst zu einem Instrument der Krone und ihrer imperialistischen geworden ist, in dieser Rolle befestigen soll. Opposition, darum die Obstruktion, die bald von der andern Clique exekutiert wird.

Seit einem Jahre tagt ununterbrochen das ungarische Abgeordnetenhaus. Anscheinend geht der Kampf um die Forderungen der Kriegsverwaltung, in Wirklichkeit um die Wahlreform. Die ungarischen Politiker hätten gegen die ersteren bei weitem nicht so viel Einwendungen gehabt, wenn sie nicht die letztere gefürchtet hätten. Schließlich reduzierten sie ihr ganzes Begehren auf einige nationalistische Formeln, die — so berechtigt sie auch erscheinen mochten — doch nicht ihren eigentlichen Zweck verkennen ließen. Es handelte sich darum, die Krone mürbe zu machen und die Herrschaft der magyarischen Gentry auf weitere Jahrzehnte hinaus zu sichern. Nur unter diesem Gesichtswinkel begehrten die Kossuth, Apponyi und Genossen die Aufnahme von Bestimmungen in das neue Wehrgesetz, welche dem Budapester Reichstag, in dem stets die Herren „Grafen“ und ihre politische Nachkommenschaft herrschen sollten, ein wirksames liberum veto (freies Einspruchsrecht) einzuräumen bestimmt waren; nur deshalb suchte man das Verfügungsrecht des Königs über die Reservemannschaften einzuschränken. Die Herren Junker wollten eine Verstärkung der parlamentarischen Rechte und Freiheiten, weil nur sie allein derselben sich bedienen konnten und sie der Ansicht waren, daß die misera contribuens plebs ewig von diesen Rechten ausgeschlossen sein würden. Und in diesem Punkte schwanden alle Parteiunterschiede, waren die Kossuth-Apponyi mit den Tisza-Andrassy durchaus einig.

Nur einer ihrer Freunde tat da nicht mit: der Führer des ehemaligen linken Flügels der Kossuth-Fraktion, Herr von Justh. Weit entfernt davon, ein Jakobiner à la Saint Just zu sein, vertrat dieser hartstirnige Landjunker, sei es aus Ehrgeiz, sei es aus Ueberzeugung, einen mehr demokratischen Standpunkt. Ihm war nicht die Wehr-, sondern die Wahlreform die Hauptsache, obgleich er den übrigen agrarfeudalen Magyaronen an Chauvinismus nichts oder doch nicht viel nachgab. Was den Mann trotzdem bewog, gegen die herrschenden Cliquen mit solcher Schärfe sich zu wenden, ist in ein Geheimnis gehüllt, das vorläufig nicht gelüftet werden kann. Genug daran, daß Justh die demokratische Forderung der weitestgehenden Ausdehnung des Stimmrechts vertrat, und dies mit einer Hartnäckigkeit und Energie, die allgemein verblüffte und der Regierung wie auch der nationalen Arbeitspartei große Verlegenheiten bereitete. Denn längst war diese, wie auch die Fraktion Kossuth nebst der klerikalen Volkspartei, zum Verzicht auf ihre nationalistische Militärpolitik veranlaßt worden. Natürlich hatten sie es nicht umsonst getan, und der Preis war: die Entwertung der Wahlreform. Dafür tauschten Hof und Regierung die bedingungslose Zustimmung zur Wehrvorlage ein, die angesichts der politischen Weltlage als äußerst dringlich bezeichnet wurde. Der drohende Weltkrieg, der durch den englisch-deutschen Gegensatz sowie durch die Bedrohung der Türkei seitens Italiens nahegerückt wird, war das Argument, das die Wehrreform beschleunigen sollte und die oppositionellen Parteien zum Aufgeben ihrer nationalen militärpolitischen Forderungen verleitete; und die Preisgebung der Wahlreform sollte diesen Verzicht erleichtern. Eben dies dringende Bedürfnis der Krone nach endlicher Verabschiedung der Wehrvorlage glaubte Herr v. Justh dazu benutzen zu können, um ein demokratisches Wahlsystem herauszuschlagen. Diese Haltung verpflichtete ihm die Arbeiter, was ihn natürlich den feudalagrarischen Parteien nicht sympathischer machte.

Als sich daher die Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Herrn v. Justh zerschlugen, entschloß sich der herrschende Klüngel zu energischem Vorgehen. Da die parlamentarische Hausordnung der Opposition zuviel Spielraum ließ, wurde an Stelle des bisherigen, allzu bedenklichen Präsidenten der skrupellose Draufgänger Tisza gewählt, und zwar unter Umständen, die seine Wahl als höchst anfechtbar erscheinen lassen. Damit war das Signal zum Ausbruch des offenen Kampfes gegeben. Während sich im Abgeordnetenhause die tumultuösesten Szenen abspielten, stiegen die Arbeiter Budapests auf die Straße, um gegen die Wahlrechtsfeinde zu demonstrieren. Sturm inner- und außerhalb des Parlaments! Ganz Ungarn widerhallte zwei Tage lang vom Getöse eines mit großer Erbitterung geführten Kampfes, der insbesondere in der Hauptstadt äußerst revolutionäre Formen annahm. Mit dem Blute des Volkes begossen die Regierung und ihre Leibhusaren die Wehrvorlage, und mit dem Blute des Volkes weihte Tisza die Wahlreform ein, die er so sehr zu fürchten Ursache hat. Leider muß gesagt werden, daß ein Teil der Anhänger Jusths ihren Führer verriet und dem Regierungsblock den Sieg wesentlich erleichterte. Nach der Niederschmetterung der Opposition im Parlament und der Unterdrückung der Straßendemonstration kam zwischen der Regierung und den Parteien eine Einigung sowohl hinsichtlich der Wehrvorlage wie hinsichtlich der Wahlreform zustande, die es wahrscheinlich macht, daß beide in absehbarer Zeit zur Verabschiedung gelangen werden. Zwar ist noch nicht aller Tage Abend, und manche Zwischenfälle sind denkbar, die das frivole Spiel der Machthaber neuerdings unliebsam fühlbar machen könnte. Aber wenn auch der große Tribut an den militaristischen Moloch nicht zu verhindern sein wird, eins steht fest: Auch die Wahlreform ist nicht länger zu vereiteln! Seit dem Jahre 1870 ist die Zahl der industriell tätigen Proletarier in dem agrarischen Ungarn von 600 000 auf 2½ Millionen gestiegen, wovon rund 100 000 gewerkschaftlich organisiert sind. Die Zahl der Handeltreibenden hat sich um das Vierfache vermehrt, und die Ausfuhr ist bis zu ¾ Milliarden Kronen gestiegen — Tatsachen, die die fortschreitende Industrialisierung und Umwälzung Ungarns bedeutsam illustrieren und es zur Gewißheit machen, daß der Militarisierung die Demokratisierung auf dem Fuße folgen muß, weil erstere sonst elendes Stückwerk bleiben und ein Schlag ins Wasser sein würde.

S. K.

## Politische Uebersicht.

### Regierung und Besitzsteuer.

Die Deckung für die gewaltigen Mehrkosten der neuen Militär- und Flottenvermehrung ist vom Reichstag noch nicht gefunden worden und er hat sich formell mit dem Beschluß aus der Affäre gezogen, daß die Regierung ihm alsbald eine „allgemeine, den verschiedenen Besitzformen gerecht werdende Besitzsteuer“ vorlegen solle. Wie diese Besitzsteuer aussehen wird, davon hat sich keine der Parteien, die diesen Beschluß gefaßt haben, ein klares Bild gemacht. Eben darum hat man den verschwommenen Ausdruck gewählt, der hinterher alles Mögliche decken kann. Was schließlich dabei herauskommen wird, weiß auch die Regierung noch nicht. In der „Nordd. Allgem. Ztg.“ läßt sie dem Reichstag eine Lobrede wegen seiner „patriotischen“ Taten halten und rühmt ihm u. a. auch nach, daß es ihm gelungen, einen Weg zu finden, „der bereits jetzt eine Lösung bringt und die erforderliche Deckung schafft, ohne die Zukunft zu verbauen“.

Das ist, mit Verlaub, total falsch. Der beschlossene Besitzsteuerantrag schafft noch keine Deckung, sondern fordert sie nur und es ist noch sehr fraglich, ob die Reichsfinanzkünstler eine Besitzsteuer auszuklügeln vermögen, für die sich hinterher im Reichstag auch eine Mehrheit finden wird. Das offiziöse Regierungsorgan scheint darüber selbst nicht von allen Zweifeln frei zu sein. Es erklärt nämlich zur der Frage:

„Die verbündeten Regierungen haben auch dazu ihre Zustimmung erklärt, daß diese Deckung in einer allgemeinen Besitzsteuer bestehen soll. Der Reichsfinanzverwaltung wird nunmehr die Ausarbeitung einer allen Arten des Besitzes gerecht werdenden Besitzsteuervorlage obliegen. Ob es gelingen wird, eine Besitzsteuer zu finden, die auch allen Arten der Parteianschauungen und Lehrmeinungen gerecht wird, ist allerdings eine andere Frage, zumal die Möglichkeiten einer allgemeinen Besitzbelastung beschränkte sind. Jedenfalls aber ist es vom Standpunkt der Finanzpolitik aus das einzig richtige gewesen, die bedeutsame Frage jetzt nicht über das Knie zu brechen und die sorgsam geschonte Reserve nicht ohne zwingenden Grund hinzugeben, vielmehr eine gründliche und Dauer versprechende Ausgestaltung des Steuerprojekts vorzubereiten. Bedeutsam ist vor allem, daß die gesetzgebenden Körperschaften unbeirrt durch Versuchungen verschiedner Art, an dem Grundsatze: „Keine Ausgabe ohne Deckung“ festgehalten und für den sorgfältig errechneten Neubedarf ohne jeden Abzug Mehreinnahmen vorgesehen haben. Damit ist es der Reichsfinanzverwaltung ermöglicht, die in den letzten Jahren mit Erfolg beschrittenen Wege weiter zu verfolgen. Sofern bei der Wirtschaftsführung des Reiches an der erprobten Sparsamkeit festgehalten wird, ist ein Rückfall der gesundenden Finanzen in die frühere Schuldenanhäufung nicht zu befürchten.“

Dieser offiziös hervorgekehrte Optimismus steht mit den Tatsachen nicht im Einklang. Der Grundsatz „Keine Ausgabe ohne Deckung“ ist nicht festgehalten worden, denn die Mehrheitsparteien des Reichstags haben die neuen Militärausgaben beschlossen, ohne die nötige Deckung durch Einnahmen bereit zu stellen. Die „Deckung“ durch den Besitzsteuerantrag ist ein Wechsel auf die Zukunft, von dem noch niemand weiß, ob und wie er eingelöst werden wird. Die „vorgesehenen“ Mehreinnahmen existieren noch nicht und man weiß auch noch nicht, wann sie existieren werden. Die gepriesene „erprobte Sparsamkeit“ besteht darin, daß über die vorhandenen Mittel hinaus neue gewaltige Ausgaben für Heer und Flotte bewilligt worden sind. Man hat von diesen Ausgaben schon so viel auf den neufrisierten Etat angewiesen, daß der erste Stoß einer rückläufigen wirtschaftlichen Konjunktur die ganze schöne Rechnung über den Haufen werfen wird. Dsa ist schon ein Rückfall in die frühere Finanzmißwirtschaft mit ihrer ungeheuren Schuldenanhäufung. Darüber können all die schönen offiziösen Redensarten nicht hinwegtäuschen.

### Nur keine Erbschaftssteuer.

Neben dem allgemeinen Besitzsteuerantrag hat der Reichstag bekanntlich auch einen Antrag der Fortschrittler mit 185 gegen 169 Stimmen angenommen, der die Wiedervorlegung der Erbschaftssteuer fordert. Damit war im gewissen Sinne eine Richtschnur für die Gestaltung der Besitzsteuer gegeben. Zu konservativen Kreisen fürchtet man offenbar auch, daß die Regierung dieser Richtschnur folgen könne. Um das zu verhüten, stellt die „Kreuzzeitung“ in ihren üblichen Sonntagsrückblicken ein famoses Rechenexempel auf, um die Regierung zu überzeugen, daß — die Mehrheit keine Mehrheit sei. Sie kalkuliert:

„Für den fortschrittlichen Antrag, daß der Bundesrat die Erbschaftssteuervorlage vom 14. Juni 1909 dem Reichstage wieder vorlegen solle, haben 185 Abgeordnete gestimmt, dagegen 169 Abgeordnete. Unter den Jasagern waren 98 Sozialdemokraten und nur 87 Vertreter bürgerlicher Parteien. Die Mehrheit setzte sich zusammen aus Sozialdemokraten 98, Fortschrittlern 39, Nationalliberalen 37, Wilden 3, Reformpartei 2, Wirtschaftliche Vereinigung 6, zusammen 185. — Gegen den Antrag stimmten: Konservative 42, Reichspartei 12, Reformpartei 1, Wirtschaftliche Vereinigung 1, Zentrum 85, Hannoveraner 1, Elsaß-Lothringer 4, Polen 15, Nationalliberale 1, Wilde 7, zusammen 169. Zieht man hiervon selbst die Polen ab, weil auch sie gegen die Wehrvorlagen gestimmt haben, so ergibt sich, daß 154 Mitglieder der bürgerlichen Parteien gegen und nur 87 für die Erbschaftssteuer gestimmt haben. Hieraus ersieht man klar, daß es durchaus kein Zufall war, wenn die Deckung der Wehrvorlagen ohne die Erbschaftssteuer erfolgt ist. Die Mehrheit, die für die letztere vorhanden ist, würde für die Wehrvorlagen vollständig versagt haben, und dieses Zahlenverhältnis ist ein erneuter klarer Beweis dafür, wie richtig die verbündeten Regierungen gehandelt haben, als sie sich entschlossen, das Schicksal der Wehrvorlagen nicht mit der Erbschaftssteuer zu verquicken, und wie sehr die Konservativen und das Zentrum recht hatten, als sie von Anfang an vor solcher Politik energisch warnten. Die Erbschaftssteuermehrheit ist eben, da ihr größerer Teil aus Sozialdemokraten besteht, für positive Reichspolitik vollkommen aktionsunfähig.“

Das ist es, was der Regierung bewiesen werden soll, damit sie auf die Erbschaftssteuer endgültig verzichte und die Konservativen aus ihren Aengsten befreie. Zu demselben Zweck weist das Junkerorgan darauf hin, daß auch Antisemiten und Reichspartei sehr weitgehende Garantien dafür fordern würden, daß das mobile Kapital sich nicht durch Schenkungen und Hinterziehungen der Erbschaftssteuer entzieht, und daß für die bisher vorgenommenen „Vorbelastungen des Grundbesitzes“ ein Ausgleich für das mobile Kapital geschaffen werde. Sie würden also aller Voraussicht nach auch einer nach ihren Wünschen ausgestalteten Erbschaftssteuer nur dann zustimmen können, wenn gleichzeitig eine besondere Kapitalsteuer bewilligt wird. „Treten diese Parteien der Mehrheit für die Erbschaftssteuer nicht hinzu, so ist bei den Abstimmungen alles auf den Zufall gestellt.“

Einer „Vorausbesteuerung“ des mobilen Kapitals redet natürlich auch die „Kreuzzeitung“ selbst das Wort. Nur so sei eine gerechte Besitzsteuer zu ermöglichen.

Damit ist seitens der Junker der Regierung die Richtschnur für die Ausgestaltung der Besitzsteuer gegeben. Kein Zweifel, sie wird ihr Möglichstes tun, nach ihr zu handeln.

### Die Wahl des Herrn Kämpf.

Die Aufdeckung der freisinnigen Wahlmachenschaften im ersten Berliner Wahlkreise, die voraussichtlich zur Ungültigkeitserklärung der Wahl des Herrn Kämpf führen wird, zu verhüten, war von uns als Grund für die in bürgerlichen Blättern mitgeteilte Absicht der Mandatsniederlegung Kämpfs angenommen worden. Die „Freis. Ztg.“ bestreitet nun, daß man den bevorstehenden Erhebungen über die Wahlvorgänge in der Fortschrittspartei „mit einem Gefühl der Unbequemlichkeit“ entgegensehe. Sie schiebt die Verantwortlichkeit den amtlichen Stellen zu, indem sie erklärt:

„Die Ermittlungen und Nachträge sind von amtlicher Seite erfolgt, und diese hat auch die Verantwortung zu tragen. Soweit wir auf Grund der Mitteilungen des Wahlprotestes urteilen können, wird die Behörde diese Verantwortung

---

[37]

## Die Tochter.

zwei Bänden von Korfiz Holm.

...denn nicht verwöhnen?“ sagte die und schaute ...nnen zärtlich an. — Er nahm, ein bißchen ...nd setzte sich auf die Armlehne ihres Stuhles; ...e über das ganze Gesicht.

...ussieht,“ sagte Lisa, dann könnte ich ihn auch ...t. Dann ist er nett.“

...ickte Maria, „deswegen fühl' ich mich Dir ... ich weiß, daß Du im Grunde doch ihn lieber ... war nicht immer so.“

...en Arm um den Hals seiner Frau. Seine ...kosend mit ihrem Ohrläppchen.

...an, daß sie diesen Ausspruch Mariens noch ... Jahre wahrscheinlich ein wenig überspannt ...en hatte. — Wie dumm sie doch gewesen

...sten soll ich Dich, Lisel?“ fragte Kaspar. „Wo ...ehchen?“

...as für Leiden sie auf den Proben ausstehen

...r!“ rief er. „Da mach' Dir nur nix d'raus!“ ...elbst werd' so unsicher.“

...käthchen spielst Du ausgezeichnet. Das muß ...unter den andern, die Dich gesehen haben, ist ...mme darüber. Wenigstens bei den Herren. ...eginnen wirst Du's ja selbst kaum erwarten. ... Das ist bloß seine Heidenangst vor den

...t doch mehr Angst als ich. Er soll doch nicht

...seine Schülerin bist . . . .!“

...er mich schließlich nicht.“

...Dreck am Stecken.“

...ß alle die Talentlosigkeiten an, die bei uns ...zen! Und lauter Schüler von ihm! — Nun ...ings ein paarmal in der Presse aufgemutzt ...t eben für seine früheren Sünden büßen. — ... nicht nervös machen lassen von dem alten

...m ihn von der Kritik sprechen hört . . . Mit ...ung . . .“

...te, Beste,“ begann Kasperl im Tone Gorters, ...erhin die Presse; ein Mann der Oeffentlichkeit ...sie. Der kleinste Schmierfink, der einem gar ... nichts nützen kann, er vermag es doch immer, ...Ei freilich, dazu ist keiner zu dumm! Mein ...in zwei Jahren ab, und bis dahin habe ich ...t beisammen, ohne das ich mich nicht zur Ruhe zu setzen gesonnen bin. Ich habe eine Frau und zwei Söhne, die Offiziere bei der Kavallerie sind . . . Kann ich meine Söhne bei der Infanterie dienen lassen? O nein, ich weiß, was ich meiner Stellung und unserm erhabenen Herrscherhaus schuldig bin. — Außerdem haben die Buben O-Beine — wohl als ein Erbteil von meiner guten Karoline . . . Denn ich habe doch wahrhaftig keine O-Beine. Sehen Sie! Und sie waren sogar einmal sehr schön!“

Lisa lachte herzlich.

„Nachmachen kannst Du ihn schon glänzend!“

„Ein bißchen ist sie jetzt schon getröstet,“ sagte Maria. „Tröst sie nun tüchtig weiter! Ich muß in die Küche. — Du bleibst doch zum Essen, Lisa?“

„Danke, gern! Ich schätze Deine Kochkunst.“

„Ja, kocht sie nicht himmlisch?“ schwärmte Kaspar.

„Sonderbar,“ sagte Lisa, „gerade dies Talent hätte ich nie bei Dir vermutet.“

„Es ist ja gut, daß sie es nicht gelernt hat!“ entgegnete er. „Drum kocht sie so persönlich.“

Maria lächelte.

„Vielleicht ist das mein eigentliches Talent. Da ich nun doch einmal Hamburgerin bin . . .“

„Ist ja gar nicht wahr!“ protestierte Kaspar. „Mit Hamburgerinnen kann man mich jagen. Gräßlich sind sie!“

„Ja,“ nickte Maria, „ich glaub, ich bin wirklich daher, wo Du her bist.“

„Selbstverständlich bist Du eine Münchnerin. Kannst Du noch fragen!“

„Nur besser kochen kann ich.“

„Ja, freilich, Du kochst mit der Seele. — Genau so wie Mama Staudinger.“

„Kasperl, ich hab Mama Staudinger sehr gern . . . Aber wenn sie mit der Seele kocht, möcht ich doch lieber mit was anderm kochen.“

„Mucki, es kommt auf die Nuancen an! Diese Weisheit hab ich sogar von Dir! — Seele und Seele . . . Das ist wie Elbkaviar und Astrachankaviar. Deine Seele ist natürlich um mindestens fünfzehn Mark für das Pfund feiner!“

„Esel!“ sagte Maria und gab ihm einen zärtlichen Backenstreich . . .

*

Fräulein Jagoda, welche die Kunigunde zu spielen hatte, betrat in Hut und Pelzjacke die Garderobe.

„Was? Schon fix und fertig?“ fragte sie Lisen, die in schlaffer Haltung dasaß und gedankenlos in ihren Spiegel starrte. „Ja, ja, so eine erste große Rolle . . .! Ihnen puppert wohl das Herz?“

„Ach nein . . .“ log Lisa. Dann, nach einer Weile, stieß sie plötzlich hervor: „Herrgott, die Luft hier . . .!“

„Ueberhaupt . . .“ erwiderte die Jagoda, die die Bluse ausgezogen hatte und nun ihren Rock über die Hüften hinunter zwängte. „Der alte Kasten dürft ruhig einmal abbrennen.“

Lisa gab keine Antwort. Sie ertappte sich auf dem Gedanken, daß sie nichts dagegen hätte, wenn solch eine Feuersbrunst gleich ausbräche. Dann unterbliebe dieses Debut, vor dem ihr so bangte, vielleicht für immer. Ein zweites Mal würde sie die Kühnheit dazu wohl schwerlich aufbringen. — Sich so zu ängstigen — um nichts . . .! — Lisa setzte in dieser Stunde den Wert des Künstlerruhms sehr tief hinunter — vielleicht in dem Bedürfnis, das zu verkleinern, was sie kaum hoffte, erreichen zu können . . . .

Die elektrische Glocke über der Tür kreischte ihr Signal in die staubige Luft. Lisen wurde es kalt, sie fuhr zusammen und sprang auf.

„Sie haben ja noch lang Zeit,“ bemerkte die Jagoda gleichmütig und zerstreut, weil ihre ganze Aufmerksamkeit dem Spiegelbilde der Puderquaste gehörte, die sie sorglich über ihren Hals und die gar zu üppige Büste führte.

„Ja, ich weiß . . .“ sagte Lisa tonlos und machte Halt, als sei sie verpflichtet, ihre Aufregung zu verbergen.

Plötzlich durchfuhr sie ein Schrecken. Sie hatte ihr Auftrittsstichwort und den ersten Satz der Rolle vollkommen vergessen.

Hastig nahm sie das schmutzige, vergilbte Heft von dem Toilettentisch und blätterte mit zitternden Fingern die erste Seite um. Sie mußte lächeln . . . — Daß ihr diese Worte nicht eingefallen waren . . .! Wo sie sie heute abend doch unzählige Male zu sagen hatte . . .!

„Mein hoher Herr!“ — Und sogleich schloß sich mühelos und von selbst das Nächste daran: „Vor meinen Richter hat man mich gerufen . . .“ —

Denn sie konnte die Rolle wie am Schnürchen.

„Ich weiß nicht, ich glaub, ich geh doch lieber hinaus,“ entschuldigte sie sich grundlos bei der Jagoda; und in der Tür wechselte sie den Schritt, damit zuerst der rechte Fuß über die Schwelle ginge.

*

Aber es lief alles viel besser ab, als Lisa geglaubt hatte. Nach wenigen Sätzen auf der Bühne war ihre kalte Angst geschwunden, hatte sich aufgelöst in eine Art wiegenden Rausch, der sie hielt und trug und weiterführte bis an das Ende. Selbst in den Pausen ließ er sie nicht los . . . — Halb unbewußt sprach sie, ging sie, gestikulierte sie; sie sah alles nur wie durch einen Nebel . . .

Erst als sie zum Schlusse ein paarmal für den aufmunternden Beifall des nicht eben zahlreichen Publikums gedankt hatte, erwachte sie zu einer peinlichen Ernüchterung. — Sie mußte also doch wohl auf einen ganz großen Erfolg gewartet haben, obgleich sie sich das nicht gestanden hatte . . .

Gorter erschien mit Petern auf der Bühne und schüttelte ihr die Hand.

„Gut ist es gegangen!“ sagte er. „Nun müssen wir abwarten, was die Kritik dazu sagt. — Bester Meister und lieber Freund Ola—i, Sie haben die tüchtige Leistung Ihres Töchterleins gesehen. — Nun ja, hoffen wir auf milde Richter! — Aber das ist nur gar zu häufig: wir tun hier in treuer Arbeit unser Bestes, und am nächsten Tage wird es uns von einem Dämlack, wenn ich so sagen darf, zerpflückt. — Dieser Werkenthin . . .! Und wenn er lobt . . .! Sein höchstes Lob heißt: entsprechend. — Aber, bester Meister, Sie kennen den Menschen doch? Nun ja! Gehen Sie morgen früh zu ihm! Sprechen Sie ein Wörtlein mit ihm! — Das Wort eines Peter Ola—i hat doch sein Gewicht!“

„Um Gottes willen!“ rief Lisa.

„Liebste, Beste, Stolz ist ja etwas Schönes! Aber beim Theater muß man sich ihn abgewöhnen! — Ja, wenn alle so viel Stolz besäßen wie Sie und ich — es wäre der ideale Zustand . . . Aber was will man tun! Mit den Wölfen muß man heulen.“

Peter lächelte.

„Nein, ich laß es doch lieber.“

„Das wär noch schöner!“ rief Lisa. „Was würde dieser Mensch von uns denken!“

„Liebste, Beste, möge er doch denken, was er mag! Welcher anständige Mensch interessiert sich dafür, was dieser trockene Schwachkopf denkt! — Was er drucken läßt — nur das muß uns leider interessieren.“

*

Lisa hatte sich für den Abend mit Sartorius verabredet und bat Petern, doch mitzukommen. Er willigte ein, da er neugierig war, ihre vielbesprochene Freundin kennen zu lernen.

Natürlich war er zunächst enttäuscht. Er hatte zuviel — oder vielleicht auch etwas anderes — erwartet. — Maria fühlte das sofort und zeigte eine fast ängstliche Zurückhaltung. Peter und Lisa waren schweigsam und in Gedanken. So blieben Kaspars Versuche, Stimmung zu schaffen, zunächst ganz machtlos. Seine Witze verpufften im Leeren und zeugten bloß das verzerrte Lachen der Höflichkeit.

Bei Lisen erreichte er nicht einmal so viel. In ihr war alles unter einer kalten Enttäuschung erfroren. — Solch ein flauer Erfolg . . .! Wenn die Leute sie wenigstens mit Entrüstung abgelehnt hätten . . .! Das wäre immer noch besser gewesen.

Kaspar konnte das schließlich nicht mehr mit ansehen. Er fand, es müsse etwas geschehen. Und so wendete er sich an sie:

„Du, Lisel, das ist wirklich ein bissel Renommage, daß Du gar so sehr die Dermatschte markierst! — Na ja, gut, das Käthchen ist eine anstrengende Sache; aber . . . schließlich war es doch der Müh wert.“

„Findest Du?“ fragte sie mit einem matten, gequälten Lächeln.

„Du bist gut! — Wenn Du schon bei der ersten Roll so blasiert tust . . .! — Da nimm Dir ein Beispiel an der Bondelius! Sie ist gewiß die älteste Sentimentale der Welt. Aber noch in zwanzig Jahren wird ihr keine Rolle zu groß oder zu anstrengend sein. — Ja, das ist heut eine Degeneration auf